Philosophie des Geldes.

Plauderei von **Hieronymus Lorm** (Dresden).

Man kann über jeden Gegenstand eine auf ihn allein bezügliche Philosophie schreiben, oder mit anderen Worten, man kann sich bestreben, jeden Gegenstand mit Weisheit zu betrachten. Philosophie, der pompöse Terminus, vor welchem den Laien ein doppeltes Erbeben ergreift, das der Ehrfurcht und das der Langenweile, ist doch im Grunde nur ein sehr armes Wort für eine sehr armselige Sache. Philosophie drückt nach seiner ethymologischen Bedeutung nichts weiter als Streben. Streben ist gleichbedeutend mit Nichtbesitzen. Da hätte man sich nun, um eine Philosophie des Geldes zu schreiben, vor einer komischen Verwechslung des Begriffes mit der Sache zu hüten. Denn wenn Streben Nichtbesitzen ist, so hätten wir in Gestalt der Millionen armer Schlucker, welche mühselig über die Erde laufen und nach einem Besitze streben, eben so viele Philosophen.

Es handelt sich aber für jede Philosophie nicht darum, nach einem Besitze zu streben, sondern nach dem Erkennen einer Weisheit, die in den Dingen liegt, und zwar hauptsächlich in dem Falle, wenn man sie nicht besitzen, vielmehr auf sie verzichten will. Beim Gelde wäre nun freilich das Verzichten die größte Weisheit, die nur den Fehler hätte, daß sie ausgelacht würde. So müßte sich denn eine Philosophie des Geldes darauf beschränken, seinen Besitz in das rechte Licht zu stellen, in das rechte Verhältniß zur Cultur, zur Moral, zur Schönheit des Lebens und zum individuellen Glücke.

Das wäre eine Beschränkung, mit der man so ziemlich eine alexandrinische Bibliothek ausfüllen könnte. Unsere Zeit aber hat den Segen der Zeitung mit ihrem Berufe, das Licht der Weisheit von Jahrtausenden auf die kleinsten aktuellen Tagesereignisse fallen zu lassen. In Wien ist soeben ein altes Bankhaus, gerade nachdem ein Jahrhundert seit seiner Begründung abgelaufen war, den Weg des Krakes gegangen. Ausführliche Berichte in den Localblättern bezeichnen den Fall nicht als eine Folge anderwärtiger Zahlungseinstellungen und auch nicht als das Ergebniß verfehlter Börsen-Spekulationen, diesen beiden Hauptquellen modernen kaufmännischen Untergangs, welche, ein altes Geschäftshaus überströmend, dem Unglück den Charakter aufprägen, als ob die materielle Verschuldung doch zugleich eine verhältnißmäßige moralische Schuldlosigkeit in sich schlösse. In dem erwähnten Falle prägt sich vielmehr nach den angeführten Berichten eine falsche Auffassung der kaufmännischen Lebensstellung, das Scheitern eines unberechtigten Ehrgeizes aus, womit der Philosophie des Geldes in der schon angedeuteten Beschränkung die richtige Grundlage für ihre Betrachtung gegeben wäre.

Zum Kriegführen gehört bekanntlich in dreifacher Anhäufung das Geld der Mächte — das Gedeihen einer Friedenszeit aber hängt ausschließlich von den Mächten des Geldes ab. Unter diesen ist nicht die größte das große Kapital, sondern die kleinbürgerliche kaufmännische Rechtschaffenheit, die schlichte Einfachheit im Handel und Wandel als Typus einer sittlichen und sittigenden Bedeutung. Aus dieser erwächst die Ehrfurcht vor den großen geschichtlichen Handelsstätten der Welt, das Bewußtsein, daß der Credit nicht blos eine materielle Angelegenheit ist, daß sich vielmehr in ihm, mitten im Schwanken und der Unzuverlässigkeit aller Dinge dieser Erde, das moralische Vertrauen auf felsenfeste Treue und unverbrüchliches Worthalten im Verkehr der Menschen ausspricht. Dieses ethische Gewicht war die Grundlage, auf welcher sich einst die materielle Macht der Hansastädte erst zum Stolz der Nation erheben konnte, und in weiterer geschichtlicher Fortpflanzung gestaltete sich dieselbe sittliche Kraft zum Charakter des deutschen Lebens bis zu den kleinsten Städten herab und wurde vom Volksmund in dem Liede gefeiert: „Ueb' immer Treu' und Redlichkeit bis an dein kühles Grab."

Eigenthümliche Verhältnisse und vor Allem die Leichtlebigkeit der Bevölkerung haben gerade den Wiener Platz dazu ausersehen, erschütternde Beispiele zu liefern, wohin der merkantile Reichthum geführt wird, wenn ihm das höchste Ziel alles kaufmännischen Ehrgeizes: die nur durch Beschränkung auf einen engen gesellschaftlichen Kreis mögliche Behauptung und Erhaltung seiner materiellen Kraft, aus den Augen gedrückt wird. Die Leichtigkeit, mit welcher dort ebenso das Geld den Ritter- und Freiherrstand erwarb in Gestalt des Ordens der eisernen Krone dritter und dann zweiter Klasse, verführte häufig genug den kaufmännischen Reichthum, sich in die großartigen und kostspieligen Lebensformen des wirklichen alten Adels zu kleiden und darüber den oben geschilderten, den eigentlichen sittlichen Stolz des wirklichen alten Kauf- und Handelsherrn in Vergessenheit gerathen zu lassen. Es war namentlich in der Zeit des Gründungsschwindels so weit gekommen, daß man von Jedem, der sich an der Börse bereichert hatte, die Behauptung wagen durfte, es fehle ihm zur eisernen Krone zwar der eiserne Kopf, aber nicht die eiserne Stirne.

Was wird aus dem reichen Kaufmann, wenn er sich nicht ganz und gar und einzig und allein mit dem sittlichen Stolz seines Standes erfüllt, wenn er die Daseinsgestaltungen des sogenannten höchsten Standes mit dem Aufwand verschwenderischer Mittel nachpfuscht? Anfangs nichts weiter als eine Null unter seinen Millionen und später die Null, die nicht mehr zu den Ziffern einer Million gehört.

Der Untergang des Hauses Kendler & Comp. gibt zu dieser Darlegung die trefflichste Illustration. Zum Begründer 1790 hatte das Haus einen schlichten Arbeiter, und seine Nachfolger waren ehrenfeste Bürgersleute, denen es niemals eingefallen war, in der Gesellschaft oder im Hause den Kreis eines einfachen kleinbürgerlichen Lebenswandels zu überschreiten. Dadurch gründete sich die Firma einen Ruf, auf den die kaufmännische Welt Oesterreichs stolz war und der ihm Kunden weit über die Grenzen Oesterreichs hinaus, in der Schweiz, in Belgien u. s. w. verschaffte. Der letzte Träger der Firma ist Ritter der eisernen Krone dritter Klasse, Besitzer eines großen Adelgutes und einer herrschaftlichen Liegenschaft kleineren Umfangs. Auf diesen Besitzthümern lastet fast ihr ganzer Werth als Hypothekenschuld, während das Leben in Wien die glänzenden und übermüthigen Formen annahm, die schon mit dem üppigen Wiener Leben an und für sich verbunden sind, aber zu ihrer Aufrechterhaltung die größten materiellen Anstrengungen erheischen, wenn sie den Lebensformen der höchsten Stände nachgebildet sind. Wer Ritter der eisernen Krone ist, kann doch nicht leben wie der Handelsmann von 1790 und sich höchstens dazu herablassen, statt in seinem Palais im Hotel „Stadt Frankfurt" zu speisen.

„Stadt Frankfurt"! In diesem Gasthof, im Mittelpunkt der inneren Stadt, in der Seilergasse, nahe dem Neuen Markt, sammelten sich zum Mittagessen die Vertreter des behaglichen und üppigen Wiener Lebens, Cavaliere, Finanzleute, gut angestellte und noch besser pensionirte Beamte, Lebemänner mit vornehmen Manieren. Unvergeßlich bleibt mir aus der Zeit, da ich, selbst noch jung und lebensfroh, das heitere Getriebe Wiens nach allen Richtungen beobachtete, das tägliche Erscheinen eines hochbetitelten pensionirten Beamten in der „Stadt Frankfurt". Auffallend war zunächst seine beispiellose Magerkeit. Das bartlose, sanft geröthete Gesicht thronte über einer weißen Halsbinde, unter welcher eine ebenso tadellose weiße Weste glänzte, so daß es stets den Anschein hatte, als käme der Mann soeben von einer Audienz beim Minister. So segelte er wie ein weißer Schwan durch das Meer der zudrängenden Gäste, und wenn Börne's „Eßkünstler" beim „Weißen Schwan" in der wirklichen Stadt Frankfurt a. M. sich produzirte, so schwamm hier, ebenfalls als Eßkünstler, nur in ganz anderer Manier, ein weißer Schwan durch die symbolische „Stadt Frankfurt".

Der Mann trat so verwundert ein, als wäre er aus den Höhen bureaukratischer Erhabenheit nur zufällig und unversehens, ganz ohne sein Bewußtsein, in die niedrige Sphäre eines Speisesaales gerathen. So blickte er wie hilflos umher, zögernd und anscheinend bereit, den Raum, der tief unter seiner Würde zu liegen schien, wieder zu verlassen, bis der unvergleichliche „Zahlkellner" sich seiner annahm, mit unterwürfiger Miene, vielversprechender und sanfter Handbewegung ihn zu dem Tische geleitete, welchen der magere Herr doch täglich unter derselben Einleitung von Verwunderung und Hilflosigkeit mit seiner würdigen Person besetzte.

Sobald er sich niedergelassen hatte, reichte ihm der „Zahlkellner" die Speisekarte. Einen Augenblick sah der alte Herr, als wüßte er absolut nicht, was dieses Blatt Papier bedeuten sollte, dem Aufwartenden erstaunt ins Gesicht; dann fügte sich der Gast wie resignirt in das Unvermeidliche, indem er sich in die Mysterien des lockenden Verzeichnisses wie ein Mitglied der Akademie der Inschriften in einen Palimpsest vertiefte.

Das nahm keine geringe Dauer in Anspruch, gleichwohl wartete der vielbeschäftigte erste Kellner geduldig hinter dem Stuhle des Gastes, aufhorchend zu ihm, vorgebeugt und dazwischen dem untergeordneten Personal nur stumme Winke mittels der Serviette ertheilend. Als endlich der alte Herr das „menu" für sein ganzes „diner" in Gedanken festgestellt hatte und von seinen Lippen zu fließen begann, was gleich darauf verwirklicht in seine Lippen wieder hineinfließen sollte, da lauschte der unvergleichliche Zahlkellner wie auf Offenbarungen. Jede einzelne Aeußerung des Gastes nahm er mit einer merkwürdigen Miene auf, die Ueberraschung und zugleich Beistimmung ausdrückte. Er nickte, er billigte, er verbeugte sich; Befriedigung und Uebereinstimmung glänzte unter fortwährend bejahendem Neigen des Kopfes auf seinem Antlitz. Das war ganz der Virtuose der Gasthausbedienung, wie er nur in Wien zu finden ist.

Und nun wurde aufgetragen in unabsehbarer Reihenfolge. Nach dem Genusse eines jeden Gerichts, das sehr schnell abgethan war, schob der alte Herr die Schüssel verächtlich von sich, sodaß ich glauben mußte, er hätte nichts davon genießen können. Die Kellnerjungen stürzten herbei, um abzutragen, und erst, als sie mit den Schüsseln an mir vorübergingen, bemerkte ich, daß nichts darauf zurückgeblieben war.

Das ausführliche Speisen des alten Herrn schien beendet zu sein, aber das war nur meine laienhafte Einbildung. Jetzt erst band er sich die lange weiße Serviette unter dem Kinne fest, sodaß die steifen Zipfel wie Ohren in die Höhe reichten. Ein feierlicher Moment! Denn jetzt erst erschien, vom Zahlkellner in eigener Person herbeigetragen, das Hauptgericht, das „Spanferkel" mit den ebenfalls in die Höhe gerichteten Ohren, eine gewisse Gleichgesinntheit mit dem Empfänger ausdrückend.

Ich scheute das Zeitopfer nicht, um das Ende abzuwarten. Die lange, hagere Gestalt erhob sich endlich vom Tische und erregte mein unwillkürliches Erstaunen, daß die große Magerkeit noch immer dieselbe geblieben war. Wie ein Aal wand sich der alte Herr zwischen den Tischen hindurch zur Thüre hinaus, die Bücklinge des begleitenden Zahlkellners augenscheinlich gar nicht gewahrend und dennoch mit einem Lächeln erwidernd. Dieser erste Aufwärter hatte aber, so lange ein Rockzipfel des Gastes sichtbar war, noch immer die Miene, als ob jetzt erst der Geist, die Poesie, der wahre Sinn der Speisekarte offenbart worden wäre.

Ich verweilte bei diesem merkwürdigen Kellner, weil er in den Berichten über das neueste Wiener Falliment zur Sprache gekommen ist. Wenn alle Stricke zu reißen beginnen, dann verschmäht man auch nicht, in der Seilergasse eine Stütze zu suchen, wie problematisch sie auch sowohl in moralischer, als finanzieller Beziehung sei. Der Kaufherr läßt sich herab, wenige Monate vor seinem in Aussicht stehenden Sturze dem liebenswürdigen Zahlkellner gnädig anzubieten, dessen Eriparnisse nach vierzigjähriger Dienstleistung in fruchtreicher Verwaltung zu nehmen, und der durch Huld des mächtigen Finanzmannes beglückte Diener überbringt ihm ein Depot von fl 23,000.

Das ist schon das letzte Loch, auf dem man pfeift, ehe man „flöten" geht, nachdem man noch als adeliger Herr von der Biederkeit und Rechtlichkeit des Hauses in Flötentönen viel gesprochen hatte. Vielleicht hätte eine weise Einschränkung der Lebensführung zur rechten Zeit helfen können, allein ihr widersetzt sich gewöhnlich der eine Wahn, man müsse durch falschen Glanz den echten Glanz wieder herbeiführen, und man sagt: „Ich bin nicht reich genug, um mich einzuschränken."

Bei diesem spröden Schicksal, auf Erden Geld zu erhalten, ist gemeinhin mehr Glück als Verstand; das Geld einfach zu behalten und dadurch zu vermehren, ist weniger Verstand als Geiz; das Geld richtig zu verwalten, daß es eine dauernde Schönheit des Lebens begründe, ist eine über den gewöhnlichen Verstand hinausgehende Weisheit, die wahre, noch unerforschte und ungeschriebene Philosophie des Geldes.

Wie Zeitungsnachrichten mitunter entstehen.

Als das große Hotel Bauer in Ischl noch unter der persönlichen Leitung seines Begründers stand, hatte der Letztere, als eifriger Sportsman, im Badeort große Wettrennen veranstaltet, die, wie Herr Bauer selbst und sein Hotel, Weltruf besaßen, nach seinem Weggang aber wieder aufhörten. Auch einen prächtigen Schimmel — angeblich echtes Halbblut — hatte Bauer in seinem Stalle stehen, und als der Kaiser von Brasilien vor Jahren in Bauers Hotel längeren Aufenthalt nahm, bediente er sich bei seinen Ausflügen und Bergpartien nur des sicheren Thieres, das der Hotelbesitzer ihm zur Verfügung gestellt hatte. Kurz vor der Abreise des Kaisers erbat sich Herr Bauer von demselben die Erlaubniß, den Schimmel zum Andenken an seinen Reiter „Dom Pedro" nennen zu dürfen, und diese Erlaubniß wurde ihm ertheilt. Als Bauer sich durch die Verhältnisse gezwungen sah, sein Hotel in Ischl aufzugeben, ging auch „Dom Pedro" in andere Hände, und zwar in den Besitz eines Doctors in Gmunden über. Die Seeluft schien dem edlen Thiere offenbar nicht so gut zu behagen, wie der würzige Waldduft bei Laufen; es ward störrisch und warf seinen neuen Herrn bei einem Spazierritt in einen Graben.

Seitdem hat „Dom Pedro" vielfach seine Herren gewechselt; er sank von Stufe zu Stufe, Niemand wollte sich seiner annehmen, und das edle Roß wurde zuletzt nur durch die milden Beiträge aristokratischer Frauen, die sich seiner glorreichen Vergangenheit erinnerten, unterhalten. — Im Gmundener Theater war's kürzlich, als sich zwei Damen der Gesellschaft im Logengange trafen. „Nun, was sagen Sie, rief die eine, „ich habe für „Dom Pedro" prächtige Unterkunft gefunden. — „So, und wo?" — „Ich glaube, er wird in Schloß Orth gut untergebracht sein." — Das im Foyer begonnene Gespräch wurde in der Loge fortgeführt, die beiden Damen hatten aber nicht bemerkt, daß ein aufmerksamer Lauscher den Eingang der Unterhaltung aufgefangen und den Gegenstand für sehr wichtig gehalten hatte. Leider ist der Telegraph zur Nachtzeit in Gmunden gesperrt und so mußte der pflichteifrige Wiener Reporter bis zum nächsten Morgen warten. Aber kaum daß der Morgen graute, meldete der Telegraph, vorläufig nach Linz, daß der Kaiser von Brasilien bleibenden Aufenthalt in Gmunden nehmen werde und Schloß Orth angekauft habe. Wenige Stunden später war die sensationelle Nachricht auch in den Wiener Zeitungen schwarz auf weiß zu lesen — der arme Schimmel hat aber noch immer keine sichere Unterkunft und ahnt nicht, welches Unheil er durch seinen Namen angerichtet.

Das feine Geschenk.

Herr Nobelwitz ist eingeladen, die Silberhochzeit der Schwiegereltern auf deren Gute zu verleben und dadurch in die unangenehme Lage versetzt, ein anständiges Geschenk kaufen zu müssen. Aus seinen schweren Nöthen rettet ihn endlich ein glorioser Gedanke. Er kauft für ein Spottgeld ein echt Meißener Service, das völlig werthlos ist, weil von den Tassen und Krügen — sämmtliche Henkel abgebrochen sind. „Wenn das zerbrochene Geschenk ankommt" — so kalkulirt er — „werde ich tiefbetrübt sein und erklären, daß das große Malheur unterwegs auf der Eisenbahn passirt sein muß! So bin ich der noble Mann, ohne viel Spesen darauf zu haben."

Er schärft dem Händler, der die Absendung übernimmt, nochmals dringend ein, die Henkel ja beizulegen und reist seelenvergnügt auf's Gut zu den Schwiegereltern.

Dort spielt er gleich von Anfang an den Besorgten und meint: „Der Transport auf den Eisenbahnen lasse jetzt gewaltig viel zu wünschen übrig, sein Geschenk wäre ebenso kostbar als zerbrechlich, wenn nur alles recht fest im Heu läge u. s. w. u. s. w." Die guten Schwiegereltern suchen ihm die unnöthige Angst auszureden, er läßt sich aber nicht beruhigen und wird immer aufgeregter, je näher der Ankunftstermin der Kiste heranrückt.

Endlich ist sie da!

Nobelwitz schüttelt sie leise hin und her, macht ein entsetztes Gesicht und meint: „das wäre nicht in Ordnung, da drin hätte irgend was geklappert!" Im Innern aber freut er sich wie ein Schneekönig auf die Entwickelung seiner Intrigue.

Die ganze Familie versammelt sich erwartungsvoll um die Kiste, der gute Schwiegerpapa setzt das Stemmeisen an, krach! fliegt der Deckel in die Höhe und — Nobelwitz knickt todtenbleich zusammen, blutroth vor Scham, zitternd vor Aufregung. Der Porcellanhändler hatte nämlich die abgebrochenen Henkel zwar beigelegt, aber — — jeden einzelnen auf das sorgfältigste in Florpapier eingepackt.

— Auf dem Ocean des Lebens ist die Pflicht Uhr und Compaß.

Der Herr Lotterer.

Im Jahrgange 1847 von Berthold Auerbach's „Gevattersmann" findet sich folgende kleine Geschichte, die vielleicht auch heute noch mit Nutzen gelesen werden kann: „Es war einmal ein großer, mächtiger Graf, und der regierte über ein kleines und schwaches Land, und der Graf brauchte sehr viel Geld, und das Land hatte sehr wenig mehr.

In dem Lande lebte auch ein Mann, von dem man nicht sagen konnte, was er für ein Geschäft hatte, und er hatte auch keins. Wäre er ein Baron gewesen, dann brauchte er nichts zu sein; er hieße dann der Herr Baron; er war aber kein Baron, also war er nicht bloß nichts, sondern gar nichts. Er lotterte in den Straßen und den Wirthshäusern umher, und darum hieß er der Herr Lotterer.... Oft aber saß der Herr Lotterer auch bis tief in die Nacht hinein in seiner einsamen Stube und schrieb große Zahlen auf ein Papier und rechnete und rechnete, daß man meinte, er habe über Millionen zu verfügen; dabei hungerte er aber, daß ihm die Schwarten krachten.

Eines Morgens nun bürstete der Herr Lotterer sorgfältig seinen fadenscheinigen Frack...., band eine steife, weiße Halsbinde um, ging auf das Schloß und ließ sich bei dem Grafen melden. Als er vorgelassen war, verbeugte er sich tief, lächelte und sprach:

„Gnädiger Herr! Sie werden verzeihen, es ist allbekannt, wie die Quelle Ihres Staatsschatzes vertrocknet ist, daran ist nicht Ihre allerhöchste Weisheit Schuld, die stets nur das Beste des Landes will. Ihre Diener.... haben in unbegreiflicher Verblendung das Ergiebigste übersehen ... Man kann keine neue Steuer mehr ausschreiben, wenn man sich auch um die daraus entstehende Erbitterung nicht kümmerte. Bereits wird Alles versteuert: was man ißt und was man trinkt, Tanzen und Spielen, Sterben und Geborenwerden. Heirathen und Scheiden, Alles, Alles. Ich aber will bewirken, daß noch eine freiwillige Steuer gegeben werde, die alle bisherigen gezwungenen übertrifft. Ich hole die Steuer aus den gestickten Taschen der Armen, zwischen Brosamen und ausgerissenen Knöpfen, ich reiße sie aus den verknüpften Sackluchenden hervor! Ja was die Menschen am meisten nährt, ist noch nicht versteuert; ich meine die Hoffnung und der Traum."

Der Herr Lotterer überreichte nun einen Plan, der alsbald ausgeführt wurde. Er errichtete eine wohlthätige Anstalt, darin der Aermste gespeist mit — leeren Hoffnungen und eitlen Träumen. In Unschuld gekleidete Waisenkinaben mußten Loose ziehen, um der Sache ein recht sanftes Ansehen zu geben. Ein Theil des Gewinnstes wurde .... zu nützlichen Zwecken verwendet, und Alles hatte einen gar frommen Schein. Die Veranstaltung trägt noch heute den Namen ihres Urhebers: Lotterie....

Der Herr Lotterer erlebte es, daß Viele ihm nacheiferten und nichtsthuerisch umherlotterten. Viele arbeitsame Handwerker, die .... sich früher emsig rührten und ihr eigentliches Vertrauen auf die Thätigkeit ihrer Hände setzten, schleuderten nun nichtsthuerisch umher, entzogen ihren Kindern das wenige Brod und setzten in die Lotterie; sie liefen in beständigem Dusel umher und hingen den Träumen nach, was sie beginnen sollten, wenn sie das Große Loos gewönnen. Sie bezahlten mit ihrem letzten Heller die leeren Träume und Wünsche, die sie ehedem umsonst gehabt, und sie träumten und hofften, bis sie als Nieten in das Grab verscharrt wurden. Der Herr Lotterer aber wurde ..hochgeehrt.... Viele meinen nun, der Herr Lotterer sei der leibhaftige Teufel gewesen, der sich nur als armer Schelm verkleidet habe: das ist aber nicht wahr: er war nicht mehr und nicht weniger als ein pfiffiger Mensch. Der Teufel braucht sich die Mühe nicht mehr zu geben, selbst zu kommen; es giebt Leute genug.... die sich eine Ehre daraus machen, dem Teufel gern und pünktlich seine Geschäfte zu besorgen."

Die unverdiente Ohrfeige.

Zwei Reisende kamen einst in ein Städtchen, bezogen nebeneinanderliegende Zimmer desselben Hotels und gingen dann den ganzen Tag ihren Geschäften nach. Der eine mußte am nächsten Tag schon um sechs Uhr früh abreisen, während der andere erst um zehn Uhr Vormittag reisen sollte. In aller Frühe wurde der eine von dem Hotelbiener geweckt und es verdroß ihn ungemein, daß sein Kamerad noch bequem weiterschlafen konnte. Doch halt! dachte er bei sich, ihm soll die Ruhe nicht so leicht bekommen. Eilig begab er sich an die nächstliegende Thür und klopfte dort an. „Wer ist denn da!" tönte es verdrießlich heraus. „Der Friseur, der hinaufbestellt wurde!" gab es draußen zur Antwort. „Geben Sie Ruh', hier ist kein Friseur bestellt worden," schrie der Gestörte. Nach einer halben Stunde pochte der Reisende abermals an die Thür und gab auf die gleiche Frage die bereits erwähnte Antwort.

„Aber zum Teufel noch einmal, ich brauche keinen Friseur; wenn Sie mich nochmals aufwecken, dann gebe ich Ihnen eine Ohrfeige, daß Ihnen Hören und Sehen vergeht!" schimpfte der geplagte Reisende unter der Bettdecke. — Auf dem Wege zum Bahnhof trat nun der Erstere zu einem Friseur ein und bestellte ihn dringend zu einem Herrn in's Hotel auf Zimmer No. 8. Augenblicklich packte der Friseur sein Werkzeug zusammen und begab sich eiligst vor das besagte Zimmer, wo er ehrerbietigst anklopfte. „Wer ist denn wieder da?" brüllte der Reisende ungeduldig. „Der Friseur, der hinaufbestellt wurde," gab es draußen zur Antwort. „Na! warten Sie, mein Lieber," schrie vor Aufregung zitternd der Reisende, sprang mit einem Satze zur Thür hinaus und versetzte dem verblüfften Friseur mit dem Ausrufe: „Ich hab' Sie davor gewarnt!" eine schallende Ohrfeige. — Die Angelegenheit fand vor dem Richter ihren Abschluß, wobei der Reisende 20 Mark Strafe zahlen mußte, weil er das Mißverständniß nicht aufklären konnte.

— Viele Leute schlagen Fliegen todt, um die Zeit todtzuschlagen.

Der Anfang eines großen Künstlers.

Am 15. Juli 1741 versammelte sich eine gewaltige Menschenmasse im Theater von „Goodman's Fields", eine Bühne zweiten Ranges zu London. Man gab „Richard III." als Antrittsrolle eines noch unbekannten, doch dem Gerücht nach viel versprechenden jungen Mannes. Die Zuschauer harren über eine Stunde, da endlich wird ihrer Ungeduld ein Ziel gesetzt; der Vorhang rollt empor, Richard von Glochester erscheint auf den Brettern und erweckt alsbald durch sein edles Auftreten, seine leichten Bewegungen, seine klugen Züge eine günstige Meinung im Publikum. Doch vergeblich wartet man jetzt auf den Beginn des Monologs:

„Nun ward der Winter unseres Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne Yorks ꝛc."

Einige Secunden verstrichen und das Stück beginnt nicht. Tiefes Schweigen herrscht, Niemand rührt ein Glied, Jeder hält den Athem zurück. Ueber eine Minute ist verflossen, und der Schauspieler steht noch immer hinter dem Souffleurkasten, betrachtet das Publikum mit scheuem Blick, öffnet den Mund, doch ohne ein Wort hervorzubringen, geht einige Schritte, bewegt auf's Neue die Lippen, umsonst, die ersten Silben seiner Rolle wollen nicht darüber fort. Die Zuschauer verlieren die Geduld, man hört lachen, hört sagen: „Nun, Richard ist wohl stumm?" bis endlich ein gellendes Pfeifen den armen Debütanten völlig verblüfft, so daß er verzweiflungsvoll die Bühne verläßt.

„Alles ist vorbei, mein lieber Doktor", ruft er hinter die Coulissen tretend, „ich taugt nichts, bin für immer der Ehre verlustig, und es bleibt mir nichts übrig, als mich in die Themse zu stürzen." — Nur mit Mühe konnte man ihn von diesem unglücklichen Entschlusse abbringen und ihn überzeugen, daß er noch nicht unwiederbringlich verspielt habe. Indessen erreichte die Unzufriedenheit im Publikum den höchsten Grad. Geschrei und Ausrufe vereinten sich zu einem schrecklichen Concert. Endlich tritt der Director an die Lampen und die Ruhe kehrt zurück. „Meine Herren", sagt er, „der Schauspieler, dem die Rolle des Richard übertragen ist, fühlte sich bei seinem ersten Auftreten vor Ihnen von so heftiger Gemüthsbewegung ergriffen, daß ihm für den Augenblick die Stimme erstarb. In Kurzem kann er wieder erscheinen, bittet aber ehrfurchtsvoll um Ihre unbedingte Nachsicht." Diese fürsprechende Rede mußte wohl den Zorn des Publikums besiegen, so daß man endlich einwilligte, den Künstler erst zu hören und dann zu richten. — Der junge Mann, der seine Rolle nun wieder aufnahm, weckte durch sein ungekünstelte natürliches Spiel, seine weiche, wohlklingende Stimme gleich Anfangs im ganzen Hause ein Beifallsmurmeln, und als im weiteren Verlaufe des Stücks die Momente der Leidenschaft der pathetischen Bewegung folgten, kannte die Begeisterung keine Grenzen mehr. Das Haus dröhnte, das Parterre krachte vom Stampfen, Bravo's und Hurrah's ertönten wie Kanonenschläge. Beschämt, ein so großes Talent mißkannt zu haben, that das Publikum vor dem Genie des Debütanten ehrenvoll Buße. Pope, der sich unter den Zuschauern befand, suchte den Anfänger hinter der Bühne und drückte ihm mit Wärme die Hand und sagte: „Mein Herr, ich begrüße in Ihnen den ersten Tragöden Europas!" Und Pope hatte wahr gesagt, denn der Debütant war — Garrick.

Ludwig Anzengruber als Polizeibeamter.

Aus der schweren Lebenszeit des Dichters theilt die Wiener „Neue Fr. Pr." folgende interessante Einzelheiten mit:

Im Frühjahre des Jahres 1870 suchte Ludwig Anzengruber bei der Wiener Polizei-Direction um die Stelle eines Kanzlei-Beamten nach. Er scheint sich einer besonderen Protection erfreut zu haben, denn er erhielt die Anstellung, ohne daß ein Mangel an Kanzleikräften vorhanden gewesen wäre. Ludwig Anzengruber wurde mit einem Gehalt von 50 Gulden monatlich dem Evidenz-Bureau des Sicherheits-Bureaus als Kanzlist zugetheilt, eine Stelle, die jetzt durch ehemalige Sicherheits-Inspectoren und Unterofficiere, die mit „Certificat" aus dem Militärverbande entlassen werden, besetzt wird. Anzengruber erhielt seinen Platz im Vorzimmer des damals räumlich beschränkten Evidenz-Bureaus, inmitten der Amtsdiener, angewiesen. Seine Thätigkeit bestand im Ausfüllen der Leumundsnoten. Er verkehrte übrigens mit fast keinem seiner „Collegen", kam pünktlich in's Bureau, erledigte sein Pensum und ging wieder, ohne auch nur mehr gesprochen zu haben, als es die Nothwendigkeit verlangte. Die ersten Vorstellungen des „Pfarrer von Kirchfeld" waren vorüber, der wahre Name des Dichters bei der Polizei noch unbekannt geblieben, als eines Tages sein unmittelbarer Vorgesetzter, Official Weyl (als humoristischer Gelegenheitsdichter bekannt), mit dem er am meisten verkehrt hatte, ihn im Bureau zur Seite nahm und ihn folgendermaßen apostrophirte: „Meine herzlichste Gratulation zu dem großen Erfolge!" Anzengruber starrte ihn eine Weile an, blickte um sich, ob er belauscht werde, und sagte dann zu Weyl: „Ihnen darf ich es wohl sagen, ich bin der Verfasser des Stückes." Das Bekanntwerden dieser Thatsache in seinem Amte brachte dem Dichter Anzengruber doch ein Avancement. Der damalige Chef des Bureaus, Polizeirath Hineis, schaffte für den Kanzlisten Anzengruber Platz in einem Zimmer; er brauchte nicht mehr im Vorzimmer zu arbeiten — eine Auszeichnung, welche bei seinen „Collegen" Eifersucht hervorrief. Nicht lange darauf trat Anzengruber aus dem Polizeidienste aus, es hieß sogar, dem Dichter des freisinnigen „Pfarrer von Kirchfeld" sei nahegelegt worden, seine Demission zu geben, doch ist hierfür keine Bestätigung vorhanden.

Mein Vigilant!

Aus seiner Praxis erzählt ein früherer Berliner Polizeibeamter eine Episode, die ein überaus charakteristisches Licht auf das Wirken und Treiben der Vigilanten wirft, deren sich die Kriminalbehörde bedienen muß, um mit der Verbrecherwelt die zu ihrer Ueberwachung stets nothwendige enge Fühlung zu erhalten. Man schreibt:

Es war an einem regnerischen ungemüthlichen Novemberabend, als es zweimal an meiner Flurthür klingelte. Mein Mädchen machte auf und meldete mir alsdann, es wäre ein Mann draußen, der mich durchaus sprechen müsse, den Namen zu nennen wäre nicht nöthig, ich kenne ihn schon. Als ich mich sodann selbst hinausbegab, um nachzusehen, klang mir allerdings eine sehr bekannte Stimme entgegen: „Jut'n Abend, Herr Kommissar, eenen Oogenblick."

Trotzdem ich mir ein für allemal den Besuch meiner Vigilanten in meiner Privatwohnung verboten hatte, nahm ich den draußenstehenden H., mit Spitznamen Töpfer-Karl, eben einen meiner Vigilanten, doch mit in mein Zimmer in der Annahme, er könne diesmal doch etwas Wichtiges bringen. Viel Zutrauen hatte ich eben nicht, denn der Genannte hatte mich schon zweimal „angesetzt", d. h. mir vorgefabelt, daß da und da ein großer Diebstahl ausgeführt werden solle, jedoch kein wahres Wort war daran und ich hatte mit meinen Beamten uns nur die Nacht um die Ohren geschlagen. Karl hatte sich dann mit der treuherzigsten Miene damit entschuldigt, daß das Geschäft jedesmal vorher aufgegeben worden sei. Um aber keinen Verdacht zu erregen, hätte er seine Komplizen in der Nacht nicht verlassen und mir keine Nachricht geben können.

„Dat Mal wird det aber 'n feinet Jeschäft, Herr Kommißar. Ick mache nich mit, aber ick hab' et for janz jewiß jehört, dat Lude Kaiser und Franz Fröhlich, Sie wissen doch, Herr Kommißar, der mit de breite Näse, nich wat sein Bruder is, der Aujust, der is außerhalb, also die Beeden wollen heite Abend, so 'nen Uhre eens, in de... Allee Nr. ** bei den reichen X, der in't Jartenhaus wohnt, een Jeschäft knacken."

Auf meine Frage, von wem er denn diese Mordsgeschichte als „for janz jewiß" gehört habe, meinte Karl, „na von Kaisern selbst; ick jagte noch zu ihn, Lude, jagte ick, der hat aber 'ne jroße Töle in seinen Jarten, laß Dir man nich Deine Hosen 'n Endeken kirzer machen. Ach wo, meent er, dafür haben wir 'n bisten Fleesch und 'n Ende Eisen."

Ich kannte zufällig das von Karl bezeichnete Grundstück, kannte auch den Besitzer dem Namen nach. Da dasselbe fast auf der städtischen Grenze völlig frei gelegen war, auch nur der Besitzer mit einer alten Haushälterin dort wohnte, so war die Möglichkeit, daß dort wirklich ein Diebstahl ausgeführt werden solle, nicht ausgeschlossen. Ich sagte also dem Vigilanten, es wäre gut, er könne nun gehen, solle aber reinen Mund halten. Seine Bezahlung würde er erst, wenn Alles „geklappt" hätte, erhalten. Mein Karl stand aber immer noch an der Thüre und drehte verlegen seine Mütze. Auf meine Frage, was er denn noch auf dem Herzen habe, kam er denn endlich damit heraus: „Herr Kommissär, nehmen Sie mir't nich übel, ick habe heite noch nischt jejessen, ich habe eenen janz mächtijen Hunger." — „Gut," sagte ich, „eine Stulle und eine kleine Weiße kann er bei mir vertilgen," da ich sehr wohl wußte, daß es ihm eigentlich nur um baares Geld zu thun war. Ich klingelte meinem Mädchen und ließ „meinem lieben Freunde" das Gewünschte bringen. Mit dem „janz mächtijen Hunger" konnte es aber nicht weit her sein, denn mein Karl würgte gar sehr und schien froh zu sein, als das unbelegte Butterbrod überwunden war.

Nachdem ich den Vigilanten entlassen, überlegte ich noch einmal, ob ich ihm wirklich glauben könne, kam aber zu dem Entschluß, doch das Erforderliche einzuleiten. Ich bestellte telegraphisch drei meiner Schutzmänner zu zwölf Uhr Nachts nach meiner Wohnung, um mich mit diesen dann zusammen nach dem Thatort zu begeben. Vorher ließ ich den alten Herrn, auf den es abgesehen war, genau unterrichten und bitten, ja Alles beim Alten zu lassen, und nur den Hund mit in seine Wohnung zu nehmen.

Es war eine finstere Nacht, ein scharfer Nordwest trieb uns den Regen ins Gesicht, kaum konnte man die Hand vor Augen erkennen, als ich mit meinen Beamten das Grundstück betrat. Wir vertheilten uns im Garten und warteten ein Jeder in seinem Versteck der Dinge, die da kommen sollten. Ich will noch bemerken, daß wir uns, da wir zweifellos auf Widerstand stoßen würden, Jeder mit einem großen Knüppel bewaffnet hatten.

Wir mochten wohl eine Viertelstunde gewartet haben, als ich seitwärts von mir an der Gartenmauer einen dumpfen Ton hörte, als wenn Jemand von der Mauer hinab in den Garten gesprungen wäre. Zu sehen war ja, wie bereits gesagt, bei der Finsterniß fast Nichts. Kurz darauf vernahm ich denselben dumpfen Ton. Angestrengt lauschte ich, was nun erfolgen würde, da ich jetzt die beiden Kerle im Garten wußte. Aber zu meiner Verwunderung hörte ich noch einen dritten Sprung. Aha, dachte ich, also doch Drei.

Jetzt konnte man deutlich